№ 43 — Neue Gartenlaube. — 1900

Beilage zum „Danziger Courier“.

Nach Jahren.

Roman von Martin Bräuer. [1]

(Fortsetzung.)

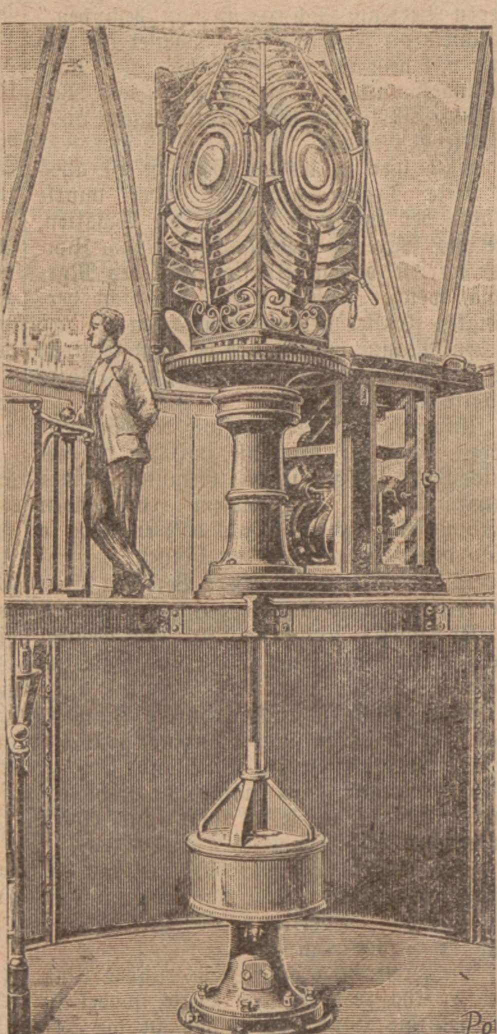
Alfred von Sierland wurde ein Opfer der fanatischen Bauern von Albersweiler. — Die kleine Besatzung, welche die siegreich vorrückende Armee hierselbst zurückgelassen, wurde eines Nachts überfallen und niedergemacht. Die Leichen der Kameraden des jungen Avantageurs wurden gefunden, die seine nicht, — und so kam es, daß sein Name, trotzdem kaum ein Zweifel blieb, daß er gefallen war, auf die Liste der Verschollenen gesetzt wurde.

Von dieser Zeit ab war das Glück im Sierlandschen Hause dahin. Gab es in ihrem Eheleben bis dahin schon einen wunden Punkt, der immer wie ein Gespenst zwischen ihnen gestanden, nun aber hatte sich eine Kluft aufgethan, die unüberbrückbar erschien.

Für die Freifrau war der Gemahl jetzt nichts mehr als die grausame Hand, die ihr den über alles geliebten Sohn geraubt. In jener Höhe echt deutscher Frauengröße, die, wenn auch mit brechendem Herzen, das letzte und heiligste auf den Altar des Vaterlandes opferte, das ihr von Gott beschieden war, vermochte die Freifrau sich nicht empor zu schwingen, — und vielleicht war es grade das, was den Freiherrn von ihr zurückstieß, denn wer sagte der unglücklichen Mutter, daß der schwere Verlust den Vater nicht minder schmerzte, wie sie? —

Die Entfremdung der beiden Ehegatten währte, bis der Freiherr in den besten Mannesjahren die Augen für immer schloß. Selbst die ihnen noch gebliebene Tochter Hertha, eine Mädchenblume von seltener Schönheit, konnte die beiden Ehegatten nicht mehr einander näher bringen.

In der herrlichen Villa, die mitten in der großen schönen Besitzung lag, bewohnte der Freiherr die Beletage und die Freifrau hatte im Erdgeschoß Wohnung genommen. In all den Jahren hatte sie nur den einen Wunsch, nur ein Bestreben, — sich einander nicht begegnen zu müssen. Wenn Hertha, die bei der Mutter lebte, den Vater sehen wollte, mußte sie heimliche Wege betreten.



Elektrische Lampeneinrichtung des Leuchtturms auf Cap La Hève.

Erst als der Freiherr sein letztes Stündchen in dieser Welt verlebte, erschien die unversöhnliche Gattin an seinem Lager. Jetzt war sie bereit, über die so lange bestandene Kluft hinüber zu steigen und ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Zu spät, — — der Freiherr verschied auffallend rasch und unerwartet und ließ ihr nichts zurück als — Reue.

Merkwürdig, erst jetzt, wo er tot vor ihr lag, und bei dem Anblick der Majestät des Hinscheidens die Schatten von ihrer Seele wichen, jetzt erst begann sie die Handlungsweise des Gatten von damals zu begreifen und erkannte den Heroismus seines Vaterherzens. — Warum jetzt erst? — Als sie das Sterbezimmer verließ, geschah es unter dem Banne einer Schuld, der nicht mehr zu lösen war.

Die Reue ruft keinen Toten zurück. Es blieb ihr nichts, als ein Grab, das Grab eines Mannes, den sie erst nach seinem Tode erkannt.

Der Freiherr wurde in der Familiengruft des städtischen Friedhofes beigesetzt, welcher etwa eine Stunde von der Sierlandschen Besitzung entfernt war und die seltsame Frau, die im Leben des Gatten dessen Nähe mit wahrem Grauen befürchtet, verbrachte jede freie Stunde an seinem Grab.

Kann es ein Leben geben, das trostloser und verfehlter war, als das der Freifrau von Sierland? — Giebt es wirklich Menschen, denen die Gaben, das Talent versagt ist, glücklich zu sein? —

Vor dem Portal der im modernen Stil erbauten Villa, von der Nachbarschaft das Schlößchen genannt, ist der Wagen der verwitweten Freifrau vorgefahren. Es ist die neunte Vormittagsstunde und mithin die Zeit, in der die Witwe sich mit ihrer Tochter nach dem Kirchhof zu begeben pflegte.

Wie immer, tief in Trauer gehüllt, einen für das Grab des Gatten bestimmten Kranz aus frischen Rosen im Arm, erscheint jetzt

die Freifrau mit ihrer Tochter im Portal. Die Witwe präsentiert sich als eine schlanke hohe Frauengestalt mit erblichenem Haar und in ihren Gesichtszügen liegt ein herber Ernst, ein klagloses Entsagen.

Man sieht es den starr blickenden Augen an, daß diese Frau es aufgegeben hat an ein Glück in dieser Welt zu glauben.

Bertha von Sierland, die sich an der Seite der so ernsten Mama dem Wagen zu bewegt ist eine Schönheit von etwa achtzehn Jahren. Sie ist der Freifrau so unähnlich wie möglich, sie hat das lichtblonde Haar des Vaters und auch dessen lebhafte Augen. Wenn auch ihre Erziehung nicht unter den unerquicklichen Verhältnissen des Elternhauses gelitten haben mochte, so war ihr doch der frische fröhliche Frohsinn der Jugend geknickt, das Leben und die Gesellschaft, der sie angehörte, verschlossen geblieben.

Das dumpfe Leid im Elternhaus konnte nicht spurlos an ihr vorüber gehen. Dieses Kind, das bei dem Vater, den sie nur heimlich aufzusuchen pflegte, nicht den Namen der Mutter nennen durfte, ohne diesem weh zu thun, das bei der Mutter nicht von der Güte des Vaters sprechen durfte, ohne deren Augen feucht werden zu sehen, hatte sich zuletzt eine innere Welt aufgebaut, in die sie sich zurückzog und Ersatz suchte für das, was ihr versagt blieb.

Ein Diener war den beiden Damen nachgefolgt. Bei dem Anblick des Sprühregens wandte sich die Freifrau nach diesem um.

„Franz, wir werden heute Schirme gebrauchen," sagte sie und trat in den Vorgarten hinaus, um in den offen stehenden Wagen zu steigen.

Franz eilte fort, um die Schirme zu holen. Schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, bemerkte jetzt die Freifrau einen älteren, gut gekleideten Herrn durch das bereits für den Wagen geöffnete Gitterthor herein eilen. Er hatte keinen Schirm und hielt vielleicht deshalb den ergrauten Kopf etwas vorübergebeugt, wie wenn er das frische Gesicht vor dem Sprühregen beschützen wollte.

Zuerst glaubte Freifrau von Sierland, es sei der Kirchhofinspektor, als der Fremde aber näher kam, ergriff sie eine gewisse Erregung, denn sie erkennt in ihm den Amtsvorsteher von Albersweiler.

Dieser erblickt die Freifrau und eilt, mit einem fröhlichen Ausdruck auf dem rot angehauchten Gesicht, direkt auf diese zu.

Im Momente erwog sie die Frage, was der Besuch eines Mannes zu bedeuten habe, der aus einem Dorfe kommt, in welchem ihr Sohn, und mit diesem ihr Lebensglück geblieben. Sie schlägt den Schleier zurück und geht dem schon seit so vielen Jahren wohlbekannten Ortsvorsteher entgegen.

„Herr Bertram Sie?" —

Dieser zieht den Hut, auf das dichte graue Haar fällt der feine Sprühregen. Mit der dem Lothringer eigenen Lebhaftigkeit blickt er zu der vornehmen Dame auf und man kann es ihm ansehen, wie er sich freuen würde, wenn Freifrau von Sierland den Zweck seines Besuches auch nur ahnen könnte.

„Als Sie das letztemal bei uns in Albersweiler waren, gnädige Frau, da hätten wir uns das nicht träumen lassen, — aber ich gab die Hoffnung nie auf."

Die Angeredete zuckte. Nun fuhr sie sich mit der Hand über die Augen und sah dem Amtsvorsteher fragend ins Gesicht, wie wenn sie mit einem einzigen Blick den Zweck seines ungewöhnlichen Besuches ergründen wollte.

„Mein Gott," brachte sie dann mühsam hervor, „man hat die Leiche meines Sohnes gefunden?"

Die roten Backen des Ortsvorstehers, die wie Aepfel glänzten, auf die ein erfrischender Regen niedergegangen, entfärbten sich, als er die ergreifende Unruhe der Freifrau sah.

„O nein, gnädige Frau," antwortete er zögernd, „in diesem Falle würde ich nicht selber gekommen sein. Ich weiß ja, daß Sie es als ein Glück betrachten würden, wenn selbst nur die Leiche des jungen Herrn endlich gefunden würde, aber ich bringe eine viel bessere Botschaft, die mich ja selber so herzensfroh stimmt. — Von Albersweiler kann doch auch einmal etwas Gutes kommen."

Durchdrungen von der Unmöglichkeit, auch nur zu ahnen, was diesen Mann hierher führt, bittet sie ihn, in Anbetracht des Regens mit ihr ins Haus zu kommen.

Hertha begrüßt nun ebenfalls den Leiter des Gemeindewesens von Albersweiler und erklärt ihm mit freundlichem Lächeln, daß sie sich freue, ihn auch einmal wieder hier zu sehen, nachdem sie doch so oft seine Gäste in Albersweiler gewesen.

„Es ist sehr liebenswürdig von dem Herrn Bertram, sich zu uns zu bemühen," pflichtete die Freifrau ihrer Tochter bei und ging mit dem Besuch ins Haus. Im Portal angekommen, entläßt sie Pferd und Wagen und führt ihren Gast in ein elegant ausgestattetes Gemach.

Auch hier in diesem Gemache ist alles in tiefe Trauer gehalten. Der dunkle Glanz der kostbaren Möbel, die Schatten, die die schweren Uebergardinen ins Zimmer werfen, das nebelhafte Grau des Morgens, welcher trostlos durch die dicht verhängten Fenster dringt, verursachen es, daß es dem Manne vom Lande bei dem Eintritt in diesen Raum zu Mute ist, als überschreite er eine Gruft.

Unwillkürlich bleibt er auf der Schwelle stehen, denn der Kontrast zwischen der erquickenden Frische seines Gemütes, seines ganzen Wesens und diesem erdrückenden Halbdunkel ist zu groß, als daß er hätte so leicht den Uebergang finden können.

„Treten Sie näher, Herr Bertram," bat die Freifrau und deutete auf einen Sessel. Dieser schritt unsicher über den weichen Teppich auf den Sessel hinzu und setzte sich nieder.

Seine Blicke schweiften durchs Zimmer. Das einzige Lichte und Glänzende war ein breiter Goldrahmen an der Wand, der ein Bild umsäumte, das man aber nicht erkennen konnte, denn es war mit einem Trauerflor verhüllt.

„Wie düster es hier ist," gestand der Ortsvorsteher, „hier muß man schließlich jeden Lebensmut verlieren, fürchte ich," — setzte er vorsichtig hinzu.

Die Freifrau nahm ihm gegenüber Platz und Hertha trat an ihre Seite, wobei sie liebevoll die Hand der Mama in die ihre nahm.

„Sie wissen ja," antwortete diese, „wie weh mir das Schicksal gethan; seit elf Jahren scheint uns die Sonne des Glückes nicht mehr." —

Sie warf einen schwermütigen Blick nach dem umflorten Bild an der Wand.

„Daran ist die Herrschaft selber schuld," sagte mißbilligend der freimütige Landmann, „mit dem Herzeleid muß man sich endlich abzufinden wissen. Was sollte denn auch daraus werden, wenn jede Mutter, die den einzigen Sohn im Krieg verloren, sich so verkümmern lassen wollte. Doch entschuldigen gnädige Frau." —

Das war gerade so gesprochen, wie der Freiherr im Leben immer sprach und ganz so wie zu Lebzeiten des Gemahls, regte sich die Freifrau auch jetzt wieder auf. Die Männer sind im Denken und Empfinden sich stets einander gleich, und was sie dem Gatten geantwortet, das sagte sie auch jetzt dem einfachen Manne vom Lande:

„Sie vergessen, Herr Bertram, daß mein Sohn kein streitbarer Mann, kein Krieger im vollen Sinne des Wortes war, als man ihn vor den Feind schickte, sondern Kind, — und Kinder schickt man nicht in blutige Schlachten. Oh, mein Gott, welch ein Unglück ist der Krieg!"

Sie verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und weinte. Bertram hatte die Thränen der Freifrau schon so manchesmal gesehen, aber nie hatten sie ihn so ergriffen wie heute.

„Wie bringe ich es ihr denn nur bei," flüsterte er sich zu, „ich muß vorsichtig sein, sonst verliert sie noch den Verstand." Er senkte den Kopf auf die Brust, sann und dachte, und zum erstenmal wurde es ihm bewußt, wie schwer die Aufgabe zu lösen sei, die er so freudig übernommen.

Als er wieder zur Dame des Hauses aufblicken wollte, bemerkte er, wie diese sich vom Sessel erhob, an das Bild trat und den Flor zurück nahm.

„Sie sahen nie meinen Sohn," sagte sie, „hier ist sein Bild, von einem Künstler gemalt, der es verstanden, jede Faser seines Wesens festzuhalten. Sagen Sie selbst, war er nicht noch ein Kind, als man ihn in den Tod schickte?" —

Der Ortsvorsteher erhob sich und trat in beinah gebückter, feierlicher Haltung vor das Porträt.

Ein fades Licht fiel von dem Fenster herüber und erzeugte auf dem Bilde einen matten irisierenden Glanz. Bertram sah einen Knaben abgebildet, der kaum das sechzehnte Jahr erreicht haben mochte. Das frische Gesicht sprühte voll Jugendmut, das kurz gehaltene Haupthaar war dunkel und ebenso die großen ausdrucksvollen Augen.

Und gerade diese Augen regten ihn förmlich auf, weil er glaubte, daß sie ihn an die Augen des jungen Herrn erinnerten, der da aus Frankreich zurückgekehrt war. — Bertram aber bemühte sich, seiner Erregung Herr zu werden, weil er bemerkte, daß Mutter und Tochter ihn beobachteten.

Auf einmal wandte sich Bertram von dem Bilde ab, und reichte der Freifrau, wie einer momentanen Eingebung folgend, beide Hände hin.

„Sie haben alle Ursache stolz zu sein auf Ihren Sohn, Freifrau von Sierland," sagte er ihr und sein Gesicht glänzte vor Freude. Aber als er das grenzenlose Weh aus ihrem bleichen Angesicht leuchten sah, stockte er, wurde mutlos und blickte wie hilfesuchend zu der Tochter auf.

„Er ist tot,“ gab die Freifrau dumpf zurück, „erschlagen und nicht einmal den blutigen Rock brachte man der Mutter.“

„Gnädige Frau,“ hub er jetzt mannhaft an, „im Kriege treffen nicht alle Kugeln, — nein, noch lange nicht. Im großen Kriege habe auch ich das erlebt und besonders wir Leute aus Albersweiler könnten da ein Lied singen.“

Sie sah ihn vorwurfsvoll an, als ob sie ihn fragen wollte, ob es ihm denn so ganz unmöglich sei, auch nur zu begreifen, daß jedes Wort, welches er über die Ereignisse von 1870 vorbringt, ihre Qualen vermehren und Wunden wieder öffnen müssen, die nach dem Tode des Gatten schon angefangen zu vernarben. Und entschlossen, ihn in dieser Richtung nicht fortfahren zu lassen, sagte sie:

„Sie wollten mir eine fröhliche Nachricht bringen, mein bester Herr Bertram?“

„Ich bin ja dabei, gnädige Frau. Freilich ist es schwer, gleich die richtigen Worte zu finden.“

Und sich energisch aufraffend, gleichsam entschlossen, unter allen Umständen seinem Ziele zuzueilen, fügte er bei:

„Es steht fest, Freifrau von Sierland, nicht alle Kugeln treffen.“

Die unglückliche Mutter drückte die Hand aufs Herz, erhob den Blick zu dem Bilde des Sohnes und murmelte: „Dich trafen sie, — Dich!“ —

„Es war im Jahre 1871 und zwar im Anfang April,“ fuhr Bertram fort, „da kam eine vornehme Dame aus Wien heraus nach Albersweiler und erkundigte sich nach Ihrem Sohne, gnädige Frau.“

„Nach meinem Sohne?“ —

Sie setzte sich bei diesen Worten wieder erwartungsvoll auf den Sessel.

„Jawohl, gnädige Frau. Ich sagte ihr alles, was ich über den nächtlichen Ueberfall wußte und führte sie selbst in das Gehöft des Kaulmann, von wo aus ja der junge Avantageur spurlos verschwunden war. Kaulmann war natürlich längst nach Paris geflüchtet, aber die vornehme Dame traf noch dessen zurückgelassene Frau und befreundete sich mit ihr.“

„Davon haben Sie mir nie ein Wort gesagt, Herr Bertram, — ich entsinne mich nicht.“

„Verzeihung, das lag daran, daß die fremde Dame aus ihrem Besuch ein Geheimnis machte. Sie wünschte nicht, daß man es erfahre, daß sie sich nach dem jungen Herrn erkundigt habe, und weil ich mein Wort gegeben, darüber zu schweigen, so mußte es gehalten werden. Was sie aber schon damals über das Verschwinden des jungen Herrn sagte, glaubte ich nicht und niemals konnte ich es glauben, — und doch hatte sie recht.“

„Sie hatte recht? — — Was sagte sie? — —“ fragte die Freifrau und blickte mit ängstlicher Spannung Bertram ins Gesicht, gleichsam, als fürchte sie sich vor dem, was er ihr zu berichten habe.

„Daß der Avantageur nicht gefallen sein könnte bei dem nächtlichen Ueberfall der Aufständigen von Albersweiler, „sondern als Gefangener nach Frankreich verschleppt worden wäre. — —“

Enttäuscht wandte sich die Freifrau ab. —

„Auch ich habe mich an diesen Gedanken geklammert, aber die Jahre haben mir die Unhaltbarkeit desselben genugsam bewiesen.“

„Jawohl, ich glaube, es gab bisher in ganz Albersweiler kein Kind, das nicht ebenso dachte wie ich und Sie, gnädige Frau und doch — die Dame hatte recht.“

Hochaufgerichtet, etwas Unbeugsames in seinem Wesen, stand Bertram vor der Mutter des Avantageurs von 70 und sah, wie die Schatten in ihrem bleichen Angesicht wechselten, wie sich ihre Pupillen weiteten und sie zuletzt die Hand aufs Herz preßte, als wolle sie diesem damit Ruhe verschaffen.



Der Dom zu Brandenburg.

Die frühere märkische Kurhauptstadt Brandenburg (von dem wendischen Brennabor — Waldberg — herrührend) besitzt acht Kirchen, von denen als die erwähnenswerteste und interessanteste der altehrwürdige Dom hervorzuheben ist. Um den Hochaltar, zu welchem zweiundzwanzig Stufen aus dem Schiff der Kirche hinaufführen, gruppieren sich die Chorstühle der Domherren. Der mit prächtigen Flügelbildern ausgestattete Altarschrein, welcher sich über dem Hochaltar erhebt, stammt aus dem Kloster Lehnin. Außerdem birgt der Dom eine reiche Sammlung seltener Schätze, wie Nonnenschleier, Meßgewänder, Altardecken; auch ein Rittermantel des Schwanenordens befindet sich unter ihnen.

„Die fremde Dame ging also direkt von Albersweiler nach Frankreich, um den jungen Herrn zu suchen.“

„Meinen Sohn? — — Und sie kam nicht wieder zurück?“

Dabei fiel ihr ein, daß Bertram ihr eine freudige Botschaft überbringen wollte, eine Botschaft, die doch offenbar mit dieser fremden Frau in Verbindung zu bringen sei. Ein Gedanke stieg jetzt in ihr auf, der sie bebend machte, der ihr ein lichtes Rot in die Wangen trieb.

„Ich hatte sie in den Jahren ganz vergessen und hätte nie gedacht, daß sie sich jemals wieder blicken lassen würde. Herrgott, es sind ja elf Jahre seit jenem April vergangen!“

„Sie sagen,“ rang die Freifrau hervor, „diese Person ist wiedergekommen? — Was wollte sie?“ —

Im Gesichte des Ortsvorstehers stand es jetzt mit harter rauher Schrift geschrieben, daß er es nun sagen müsse, was ihn hierher geführt.

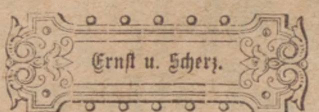
„Ich bin in ihrem Auftrage hier,“ — begann er wieder, „ich soll Sie vorbereiten, gnädige Frau, denn wenn der junge Herr nach so vielen Jahren vor Ihnen wieder erscheint, — — —“

Der Ortsvorsteher stockte wieder, denn der Freifrau war ein Aufschrei entfahren und über ihr Gesicht glitten die wechselnden Schatten qualvoller Erwartung.

(Fortsetzung folgt.)

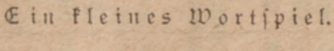


Elektrische Lampeneinrichtung des Leuchtturms auf Cap La Hève. Der französische Leuchtturm auf Cap La Hève gehört zu den stärksten Lichtquellen der Welt. Alle modernen Leuchttürme werden anstatt der früher gebräuchlichen Oellampen mit der weittragenden Kraft des Bogenlichtes ausgestattet und auch in älteren Leuchttürmen hat man die früheren Laternen jetzt durch das elektrische Licht ersetzt. Wie einfach das Lampensystem gegenüber der Einrichtung der früheren Oellampen ist, beweist unsre, auf der ersten Seite dargestellte Abbildung.



Von Kaiser Wilhelm II. Bei den Festspielen in Wiesbaden fand ein Herr aus Dresden einen glücklichen Moment, in welchem er Kaiser Wilhelm II. einen prachtvollen Rosenstrauch überreichen konnte. Der Kaiser dankte für die herrlichen Blumen mit seiner bekannten geistesfrischen Liebenswürdigkeit und erkundigte sich, wie ihm die Dichtung Laufs bei der gestrigen Aufführung gefallen habe? „Ich kann nicht sagen Majestät, daß ich so sehr entzückt war", versetzt der Herr aus Dresden, „so schwer habe ich mich mein Lebtag noch nicht geärgert wie hier in Wiesbaden." „Das Stück hat doch ungemein gefallen," versetzte der Monarch erstaunt, „die Darstellung war doch brillant ungewöhnlich." „Kann ich nicht sagen Majestät." „Dann wäre es mir interessant zu erfahren, was Sie gegen die Aufführung oder gegen das Werk selbst für Bedenken haben?" „Halten zu Gnaden, Majestät, meine Bedenken sind sehr groß und sehr ärgerlich, ich habe nämlich gar kein Billet kriegen können und mußte den ganzen Abend vor dem Theater stehen." Der Monarch lachte und schon nach einer Stunde erhielt der Herr aus Dresden, auf Veranlassung des Kaisers ein Billet für die nächste Vorstellung zugestellt. — In einer sehr bekannten rheinischen Stadt, die Kaiser Wilhelm im vorigen Jahre berührte, war ein großer, festlicher Empfang geplant, bei dem natürlich die Ehrenjungfrauen nicht fehlen durften. Vor der geschmackvollen, mit Rosenguirlanden geschmückten Ehrenpforte hält der kaiserliche Wagen an. Die Väter der Stadt schicken nun eine Avantgarde hinreichend schöner, in Weiß gekleideter Damen gegen den erwartungsvoll im Wagen sitzenden Kaiser vor. Der schönsten unter den Schönen, einer schlanken, bezaubernden Blondine mit wunderbaren Augen, war die Ehre zugefallen, das unvermeidliche Begrüßungsgedicht zu sprechen. Aber oh weh! Bei dem Anblick der Majestät ist dem schönen Kinde der Wortlaut des Gedichtes, das sie so fürsorglich gelernt hatte, gänzlich entfallen. Sie steht da, mit entzückender Purpurröte im Angesicht und kann den Anfang des Reims nicht finden. Ein unsagbar peinlicher Moment entsteht. Die Ehrenjungfrauen wollen in die Erde versinken, eine stürmische Unruhe ergreift die Stadtväter, sowie das sich herandrängende Publikum. Da reicht Kaiser Wilhelm die Hand dem schönen Fräulein und sagt in herzlichem Tone: „Ich bin erfreut über den liebenswürdigen Empfang. Wo so viel Jubel über mein Erscheinen durch die Lüfte rinnt, wo so viel Rosen mich grüßen, so viele Herzen und Augen mir huldigen, da bedarf es keiner Worte mehr. Wie oft sagt im Leben ein Händedruck mehr als die schönsten Worte." Unter dem Jubel des Publikums fuhr nun Kaiser Wilhelm durch die Ehrenpforte.

Begrüßungs-Tableau. Zwei Freunde sehen sich nach langer Trennung unerwartet wieder. Da entfällt dem einen der Schirm. Beide bücken sich, ihn aufzuheben und stoßen mit den Köpfen aneinander. Vor Schmerz fahren beide mit der Hand an die getroffene Stelle, aber dem einen platzt es dennoch lustig heraus: Famos, Freund, erst schlagen wir über unser unerwartetes Wiedersehen die Hände über dem Kopf zusammen und, des besonderen Effektes wegen, jetzt auch noch den Kopf über den Händen!



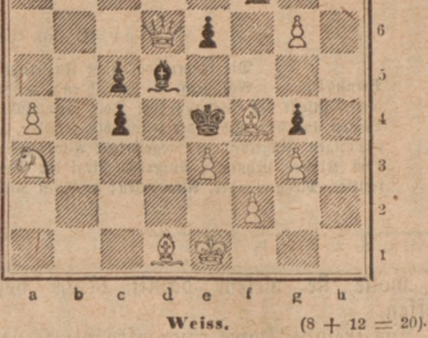
Ein kleines Wortspiel.



Gendarm: Wo kommen Sie her? Haben Sie Ausweise?]
Landstreicher: O, 'ne ganze Menge, Herr Gendarm; gestern haben Sie mich da drüben aus dem Ort noch ausgewiesen.

Schach-Aufgabe
von Karl Schacht in Berlin.

Schwarz.



Weiss. (8 + 12 = 20).

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

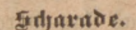
Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Um den abgängigen Feuerwehrmann zu finden, stellt man das Bild auf den Kopf. Man erblickt alsdann zwischen den Füßen der andern Wehrleute den Kopf des Vermißten. Sein linker Arm bildet das Bein eines links stehenden Wehrmanns. Seine Hüfte wird von der Hakenleiter bedeckt und seine Beine werden durch aufragende Baumstämme dargestellt.

Der König des Schachspiels. In der Schachwelt hat der, wenn auch nicht unerwartete Heimgang des Meisters Wilhelm Steinitz schmerzliches Aufsehen erregt. Der große Schachspieler hatte viele Feinde, aber auch diese erkennen seine Verdienste um das königliche Spiel voll und ganz an. Seine großen Gegner aber, wie Dr. Tarrasch, Murphy und Anderssen nennen ihn ein Genie, einen Kaiser im Reiche Caissas! — Und dieser Mann verfiel der geistigen Umnachtung, mußte im Irrenhause sterben. — Als Steinitz im Jahre 1862 nach London kam, um sich hier an einem internationalen Turnier zu beteiligen, war er, der von seiner Kunst leben mußte, in recht unbehaglicher Lage. Er saß eines Abends im „Divan", dem weltbekannten Café der Schachspieler Englands, und hatte kaum noch so viel Geld in der Tasche, um auch seine Tasse Kaffee begleichen zu können. Da tauchte der damals berühmte Schachspieler Lord M. auf, der nie eine Partie unter zehn Guineen spielte. Mit Zittern und Zagen übernimmt Steinitz die Partie. Der Lord, der bisher im Café nie ein Spiel verloren, setzt seine Goldstücke und Steinitz legt seine banknotenlose Brieftasche als Einsatz daneben. Seine Lordschaft glaubten überzeugt sein zu dürfen, daß die Brieftasche eine große Summe in Banknoten enthielt, und das Spiel begann. Schon bei den ersten Zügen Steinitz' blickte der Engländer erstaunt auf und als er sich schon nach fünf Zügen matt gesetzt sah, sprang der Lord wütend empor, während Steinitz tief aufatmend die zehn Goldstücke einsteckte. „Herr," rief der Lord aus, „Sie spielen ja wie der Teufel! Mit wem habe ich die Ehre? Seufzen Sie immer, wenn Sie eine so glänzende Partie gewinnen?" „Nicht immer," versetzte der Meister, „sondern nur dann greift mich das Spiel so sehr an, wenn ich wie diesmal, um mein Leben spiele. Hätten Eure Lordschaft die Partie gewonnen, dann hätte ich mich erschießen müssen."

Poesie. Die Wirkung der Poesie auf das menschliche Gemüt, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, ist unberechenbar, da das Leben des Weibes in seiner Gesamtheit ein Gemütsleben ist.

Splitter. Quäle nie Deinen Hund, denn Du kannst nicht wissen, was aus Dir noch wird.



Scharade.

Dem ersten Wort muß manches glücken,
Es forscht, wie schwer die Dinge sind,
Muß Zwiebeln, Kraut und Fleisch zerstücken
Und endlich schläfern ein das Kind.

Das zweite aber giebt zu raten
Des echten Mannes Eigenschaft,
Durch die er auch die schwersten Thaten
Vollbringt in ungestörter Kraft.

Das Ganze kehret für uns alle,
So lang' wir leben, stets zurück
Und wünscht bei frohem Becherschalle
Dann jeder gern uns Heil und Glück

Buchstabenrätsel.

Mit a ist es beschränkt gar sehr,
Mit i reicht's über Land und Meer,
Mit u hat's einen Spieß zur Wehr.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Rätselfrage: **Weihnachten**: des Liedanfangrätsels: **Keinen Tropfen im Becher mehr**; des Palindroms: **Nager — Neger.**

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Gesetz vom 11./VI. 70.

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.